

darität, die mit Fraternisierung nichts zu tun hat, nichts mit einem herablassenden und gutgemeinten »So schlimm ist es nicht«. Die Dinge werden beim Namen genannt: das schlechte Gewissen, die Schuld und der Leichtsin, der sich und andern das Leben verdirbt. Alle Zimperlichkeit ist fern, aber niemand kommt auf den Gedanken, daß sie nötig wäre. Denn die Vorfindlichkeit menschlichen Lebens und Schicksals ist, indem sie angesprochen wird, schon überholt von der Vorgegebenheit, die im Vorgang der Predigt zwingend sich ergibt: von der Not wird gesprochen als von der von Gott schon übernommenen Not, von der Armut als von dem von Gott schon ausgefüllten Mangel, von der Sünde als von der von Gott schon vergebenen Schuld. Damit werden Not, Armut und Sünde nicht bagatellisiert; es fallen aber damit die Schranken zwischen dem Prediger und den Hörern. Wo das Lob der Güte Gottes laut wird, die ihre Sonne scheinen läßt über Gute und Böse, über Dankbare und Undankbare, da können die Unterschiede zwischen Menschen nicht mehr trennen. Da kann der Prediger so unbefangen von seiner eigenen Lebensleistung sprechen, wie Barth das getan hat, wenn nur deutlich wird, daß auch sie Fleisch ist, das wie das Gras verwelkt, und daß auch ihre einzige Hoffnung darin steht, daß des Herrn Wort ewig bleibt. Die Anrede »meine lieben Brüder«, mit der Barth jede Predigt beginnt, wäre nicht auf jeder Kanzel erträglich. Hier ist sie am Platz und ist sie beglückend, weil der Prediger es für sich und so für alle hört, daß Gott die Hungrigen schon mit Gütern gefüllt und die Reichen schon leer weggeschickt hat. Wo das Evangelium regiert, das in seiner Freiheit die Mauern durchbricht, hinter denen der Mensch sich vor Gott verschanzt, da fallen auch die Hindernisse zwischen den Menschen, zwischen Prediger und Hörern. Da braucht man nach den sogenannten »Konkretionen« nicht mehr zu haschen, die so viele Predigten gedankenblaß und leer machen.

Die Frage ist immer wieder an Karl Barth gestellt worden, ob in seiner Theologie und Predigt der Triumph der Gnade nicht so laut und ausschließlich zu Wort komme, daß darüber das

Gewicht der Sünde vergessen werde. Wer mit Strafgefangenen zu tun hat, hat auch mit täglichen Enttäuschungen zu tun. Muß nicht dem verstockten Menschen mit dem Gesetz und dem Gericht gedroht werden? Kann er sonst erkennen, was Gnade ist? Barth weiß und hat es nicht verschwiegen, daß der Mensch – der Christ nicht ausgenommen – ein Ungläubiger, ein Gottloser, ein Heide, ein notorisch Draußenstehender ist. Es ist denen, die dabei waren, wohl unvergeßlich: gefragt, ob er das Phänomen des Apostaten genügend bedacht habe, dessen also, der bewußt seinem Herrn und seinem Glauben absagt, gab Barth die Frage zurück: »Kennen Sie einen Apostaten?« und mit den Worten: »Ich kenne einen« richtete er das Mundstück seiner Pfeife auf sich selbst. Wer die Güte Gottes so versteht, daß ihr der Mensch als Gottloser und Apostat gerade nicht interessant und beträchtlich ist, weil sie, indem sie sich ihm zuwendet, ihm seinen Unglauben und seine noch so manifeste theoretische und praktische Gottlosigkeit gerade nicht glaubt, wer eben darin das eigentlich Neue des Evangeliums erkennt, der wird nicht ein schreckendes Gericht Gottes neben dessen Gnade predigen können. Verwehrt das nicht auch eine recht verstandene, vom Evangelium erleuchtete Psychologie? Ist der Mensch nicht ein Stehaufmännchen, das sich von Schreck und Drohung nur zu rasch erholt? Wer mit Drohung etwas erreichen will, nimmt er den Menschen wirklich ernst? Behandelt er ihn nicht, wie er selbst nie behandelt sein möchte? Wissen wir's nicht von uns selbst: gegen Drohungen haben wir genug Abwehrstoffe, keine aber gegen die Liebe, die doch das schärfste Gericht über den Menschen ist? Denn »es zittert vor der Lieb ein Herz als wie vom Untergang bedroht; denn wo die Lieb erwacht, da stirbt das Ich, der dunkle Despot« (dschebel el rumi). Da aber, wo kein Widerstand mehr verfängt, da beginnt die Freiheit – die einzige, unvergleichliche Freiheit des Evangeliums. Sie hat Barth einst den stolzen Idealisten und nun den Zuchthäuslern bezeugt. Daß seine Predigt hier ihre schönste Gestalt gewonnen hat, ist ein tröstliches Zeichen für uns alle.

ROBERT RAPHAEL GEIS:

## Karl Barths Brief an einen Juden

Ein deutscher Jude, ein jüdischer Theologe, wird nach seiner Inhaftierung in einem Konzentrationslager wenige Monate vor Kriegsbeginn aus Deutschland wahrlich »gnadenhaft« ausgewiesen und geht nach Israel, dem er sich seit Jugendtagen verbunden fühlt. Eine Rückkehr nach dem Land der Geburt scheint ihm für immer undenkbar. Das Erlebte war schlimm, grauenhafter noch sollte das Ende nächster Angehöriger werden. Aber anders als der »herrschende« Christ erfährt der unterdrückte, verachtete Jude das Liebesgebot. Der Jude hat gelernt, im Feind den Vollstrecker göttlichen Gerichtes zu lieben, das, weil er es auf sich nimmt, zu seinem eigenen wird. Das hat er, soweit er religiös war, sogar noch unter größter Anstrengung bei einem der mächtigsten Judenfeinde aller Epochen versucht. Wie auch sollte er sich wehren, ihm allein ist es ja nicht gegeben, alle Schuld bequem auf »die Juden« abzuschieben. Langsam schwindet der Haß, die Vitalkräfte wenden sich gegen dies lebenszerstörende Element, das den physisch knapp Entkommenen geistig nur zu einem nachträglich-zusätzlichen Opfer Hitlers gemacht hätte. Da die Distanz und alte Judenerfahrung den Haß abbaut, entdeckt er plötzlich bis in seine Träume ein unaus-

rottbares deutsches Heimatgefühl, erinnert sich aus den Jahren 1933 bis 1939 stärker der helfenden Menschen als der verfolgenden, so klein die Zahl derer war, die einem Juden als Hoffnung und Verheißung begegnen konnten, insbesondere des Pfarrers Hermann Maas, nach dessen Ergehen auch sein Brief an Barth fragt. Dieses Treue- und Heimatgefühl mögen nicht wenige Juden behalten haben, obwohl sie deutschen Boden niemals mehr betreten wollen. Es gibt eine still-leidende Verbundenheit, die vielleicht tiefer greift als die lauten Stimmen aus dem Lager der Vertriebenenverbände. Er entschließt sich also bereits vor Kriegsende zur Rückkehr nach Deutschland. Da alle Beziehungen gerissen, Briefe der ersten Nachkriegszeit ins Leere fallen, wendet er sich an den ihm persönlich unbekanntem Karl Barth, dessen Name aus den Tagen des deutschen Kirchenkampfes tröstend zu ihm hinüberleuchtete.

Barths Antwort vom 15. Februar 1946 spricht überraschend und erschreckend deutlich schon wieder voller Sorge von Deutschland, von der Reaktion, die vielfach aufs neue Feld gewonnen hat. Diese Sorge klingt in Barths Stuttgarter Vortrag vom 2. November 1945 »Ein Wort an die Deutschen« nur leise

an, sie ist da fast ganz überdeckt durch seine christliche Liebe und seine seelsorgerliche Hilfestellung gegenüber dem geschlagenen Volk. Sind diese Worte der Besorgnis jedoch nicht sehr hell-sichtig? Hat diese Feststellung nicht atemberaubend schnell ihre Bestätigung gefunden in dem leichtfertigen Abstand zu einem fürchterlichen, selbstverschuldeten Krieg, in der schnell wieder anwachsenden Abneigung gegen fremd empfundene Kollektive, in einem jämmerlichen Selbstbedauern, in den schmutzigen Bildern des Herzens von Macht und Größe? Man kann ohne ängstliche Übertreibung zu der Überzeugung kommen, die Rückkehr nach Deutschland sei eine trügerische Hoffnung gewesen. Es ist wahrlich kein Trost, wenn man mittlerweile Menschen der Bekennenden Kirche, soweit sie es wirklich blieben, Linkskatholiken, Intellektuelle zu einer Art von Judenersatz in der Bundesrepublik abstempelt, sie als Menschen zweiter Klasse ansieht und danach behandelt. Man möchte diesen Kämpfenden, oft Verzweifelten gerne etwas von der gläubigen Geduld vermitteln, die dem Rest Israels in einer langen Leidensgeschichte anezogen wurde. Dennoch soll die Gewichtigkeit dessen nicht übersehen werden, daß mit einem Mal eine Minorität der Christen und die klassische Minorität der Juden zu einem gemeinsamen Streit für das Kommen des Gottesreiches auf Erden aufgerufen sind, gegen jedwede Form von Nationalismus, von kriegerischem Denken und religiöser Restauration. Bedroht wie das neue Israel, kann sich die Bundesrepublik doch im Ernst kaum fühlen. Im Alten Testament ist es deutlich, wie die Glaubenserfüllung in der Zeit sich durch einen Kampf politischer Natur durchsetzen muß. Es gilt letztlich auch für das Neue Testament und den Christen, natürlich nicht für den bloßen Namenschristen. Beide, Christentum und Judentum, scheinen nach langer Trennung und vielem Mißverständnis zu der einen Nachfolge aus dem Glauben im Leben und Sterben bestimmt. Damit zeichnet sich eine ganz neue

Chance des Verstehens ab, eine Hilfe aneinander, die früheren Generationen schlechterdings verschlossen blieb. Man dürfte das gegenüber theologischen Kontroversen der beiden Glaubensvölker heute ruhig in den Vordergrund rücken, es wäre gewichtig genug und bedeutsamer als das gewohnte, zu nichts verpflichtende Zerreden. Oder ist selbst die Minorität unter den Christen der Worte noch immer nicht müde? In seiner Dogmatik (III/3, Seite 247) spricht Barth von den Juden: »Ein Volk, das kein Volk und gerade so das Volk, das Volk Gottes ist, mit einer Geschichte, die keine Geschichte und gerade so, gerade in ihrer weltgeschichtlichen Problematik, die wirklich menschliche Geschichte, die Geschichte des Menschen mit Gott ist.« Uns erscheint gerade darin die christliche Zukunft mitbeschlossen, für die Karl Barth als kämpfender Mahner im Dritten Reich, während und nach dem Krieg, immer wieder eintrat. Wenn Barths Gestaltwandel von der Geschichtslosigkeit zu einer allseitigen Geschichtsverbundenheit führt, so besagt das wohl doch auch, es müsse im Christentum wie im Judentum ein gläubiges »Nein« zu vielem in der Welt geben, um das große »Ja« zu dem einen Gott überhaupt sprechen zu können. Es folge Barths Brief:

»Es tut mir leid, daß Sie auf Ihren guten Brief vom 6. November 1945 bis jetzt keine Antwort erhalten haben. Mir war es eine große und tröstliche Freude ihn zu lesen. Sie lassen deutlich genug durchblicken, daß Sie mit Ihrer Stellung zu Deutschland nicht viele unter Ihren Glaubensgenossen zur Seite haben. Und wie gut versteht man diese ändern! Ich selbst habe einmal auch öffentlich gesagt, daß man es von einem Juden heute nicht verlangen könne, den Deutschen anders als von Grund aus ablehnend gegenüberzustehen. Und eben heute steht in unsern Zeitungen eine zahlenmäßige Zusammenstellung über die furchtbaren Verheerungen, die seit 1933 in Ihrem Volk angerichtet worden sind. Um so erquickender ist es, von einem Juden zu hören, daß er durch alles hindurchsieht, Gleiches nicht mit Gleichem vergelten und einfach nach Deutschland zurückgehen und ausgerechnet dort aufs neue seines Glaubens leben will. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich vor dieser Ihrer Gesinnung nicht nur die größte Hochachtung habe, sondern daß ich darin, daß sie mir auch nur in einem einzigen Juden begegnet, eine Verheißung sehe, die über das künftige Verhältnis von Juden und Deutschen weit hinausgeht. Und nun wollte ich nur, daß ich Ihnen auch praktisch helfen könnte. Aber die alliierten Militärbehörden sind mit der Erteilung von Einreise-(auch Ausreise-)erlaubnissen überaus zurückhaltend. Ich kenne kaum einen Fall (hinüber und herüber), wo nicht irgendwie und oft sehr lange hätte gekämpft werden müssen, bis die Sache in Ordnung kam. Vielleicht sind Sie, seit Sie mir schrieben, bereits einen Schritt weitergekommen. Wenn dies nicht der Fall sein sollte, so würde ich Sie bitten, mir möglichst genaue Daten über Ihre Person und die ihrer Gattin, Ihre früheren Aufenthaltsorte und besonders über das Ziel Ihrer Reise nach Deutschland mitzuteilen, da jede Zone unter besonderen Bedingungen steht. Am besten wäre es, wenn eine jüdische Gemeinde in Deutschland Sie anfordern würde. Mit solchen Papieren in der Hand könnte ich dann wohl versuchen, irgendwo Druck hinter Ihr Gesuch zu setzen.

Pfarrer Maas habe ich noch nicht persönlich wiedergesehen. Ich höre aber von allen Seiten Gutes über ihn. Er scheint sich in der ganzen Hitler- und Kriegszeit gerade in der Judensache ganz ausgezeichnet verhalten zu haben. Im übrigen hört und liest man aus Deutschland leider vieles, was Grund zur Sorge gibt. Die Alliierten haben dort bis jetzt keine sehr weise Politik getrieben und das Resultat ist, daß die Reaktion vielfach aufs neue Feld gewonnen hat. Ich selber bin eingeladen, im kommenden Sommer ein Gastsemester in Bonn zuzubringen. Aber die dort regierenden Engländer machen Schwierigkeiten. Der Horizont ist auch sonst richtig bewölkt. Wer weiß, ob es nicht eine gute Bewahrung sein kann, wenn Sie hinsichtlich der Erfüllung Ihres so anerkennenswerten Wunsches noch eine Weile Geduld haben müssen.«

**a** antworten 13

Gustav W. Heinemann:

## **Verfehlte Deutschlandpolitik Irreführung und Selbsttäuschung**

232 Seiten · 12,80 DM

**a** antworten 12

Wolfgang Abendroth:

## **Wirtschaft, Gesellschaft und Demokratie in der Bundesrepublik**

152 Seiten · 9,80 DM

**a** antworten 11

Josef L. Hromádka:

## **An der Schwelle des Dialogs zwischen Christen und Marxisten**

84 Seiten · 5,80 DM